

haltene ‚Weite‘. Was wir an den ‚Stimmen‘ haben, wissen wir nicht zuletzt deshalb, weil wir rund ein Dutzend geisteswissenschaftlicher Zeitschriften verschiedener Färbung und aus verschiedenen Ländern regelmäßig lesen.“

Dürfen wir von den 1173 eingegangenen Antworten auf die Gesamtheit der Leser schließen? Wir möchten es nicht oder doch nur mit großer Vorsicht. Wir vermuten, daß in ihnen die Zustimmung stärker zum Ausdruck kommt als die Kritik. Vielleicht finden in Zukunft auch mehr kritische Leserstimmen den Weg zur Schriftleitung. Andererseits glauben wir aus der Tatsache, daß sich die Zahl der Abonnenten fast unvermindert hält, darauf schließen zu dürfen, daß auch die meisten Leser, die sich an der Rundfrage nicht beteiligt haben, im wesentlichen mit der Zeitschrift einverstanden sind.

Wir danken allen Lesern, die sich die Mühe gemacht haben, unsere Fragen zu beantworten. Wir bitten alle, uns auch weiterhin ihre Zustimmung, ihre Wünsche und ihre abweichende Meinung zu schreiben. Das alles brauchen wir. Es wäre die schönste Frucht dieser Leserbefragung, wenn auch in Zukunft der Austausch zwischen Lesergemeinde und Schriftleitung rege bliebe. Schließlich bitten wir — auch das gehört nun einmal zum Bestand einer Zeitschrift —, den „Stimmen“ neue Leser und Abonnenten zuzuführen. Schriftleitung

Jesus und das Christentum in jüdischer Sicht

Wie Jesus von Nazareth von seinen jüdischen Zeitgenossen beurteilt wurde, wissen wir aus den Evangelien. Der aufmerksame Bibelleser wird aber feststellen, daß es nicht gerchtfertigt ist, alle Juden in gleicher Weise für den Tod Jesu verantwortlich zu machen und ihre Gegnerschaft nur aus Böswilligkeit zu erklären. Es gab unter ihnen Männer, die sich aus ernsthaften religiösen Gründen ablehnend gegen Jesus ver-

hielten und deshalb seiner Verurteilung in dieser Form wohl nicht zugestimmt haben.¹ Manche Mitglieder des Synhedriums waren sogar insgeheim Anhänger Jesu, wenn ihnen auch der Mut zu offenem Bekenntnis fehlte.² Man muß nämlich bedenken, daß es für die schriftkundigen und gesetzeseligen Juden besonders schwer gewesen ist, an Jesus zu glauben. Sie hatten aus dem Studium der Schrift ein anderes Messias-Bild gewonnen, als Jesus es darstellte, und die Beobachtung auch der kleinsten Zeremonialgesetze war ihnen heiligste Pflicht. Das Beispiel der Bekehrung Pauli zeigt uns deutlich, wie Gott gleichsam Gewalt anwenden mußte, um aus einem Pharisäer den Apostel Christi zu machen.

Wenn es damals schon nicht leicht gewesen ist, althergebrachte Vorstellungen und geheiligte Traditionen zugunsten des neuen Glaubens aufzugeben, dann wird man den Juden von heute noch größere psychologische Widerstände zubilligen müssen, die eine Bekehrung zum Christentum — menschlich gesehen — beinahe unmöglich machen. Die verachtete Stellung der Juden im christlichen Mittelalter, die häufigen Verfolgungen, denen das jüdische Volk fast überall und zu allen Zeiten ausgesetzt war, all das wird uns Christen — zu Recht oder Unrecht — zur Last gelegt. Eine wirklich leidenschaftslose und sachlich ruhige Auseinandersetzung zwischen Juden und Christen in Glaubensfragen ist deshalb leider sehr selten geworden.

Um so mehr muß man den Mut des jüdischen Gelehrten Joseph Klausner,

¹ So wahrscheinlich *Gamaliel I.*, jener gefeierte Gesetzeslehrer, der später auch für die Freilassung der Apostel eintrat (Apg 5, 34—39).

² Nach Joh 12, 42 sind es „viele“ gewesen, die „aus den Vorstehern an ihn glaubten“. Mit Namen kennen wir nur Nikodemus und Joseph von Arimathia. — Eine ausführliche und wissenschaftlich zuverlässige Darstellung der Verurteilung Jesu verdanken wir dem Passauer Neutestamentler *J. Blinzler* (Der Prozeß Jesu, Stuttgart 1951, Katholisches Bibelwerk).

Professor an der jüdischen Universität Jerusalem, bewundern, der den Versuch unternommen hat, über Jesus von Nazareth und über Paulus ein möglichst objektiv urteilendes Werk zu schreiben.³ In erster Linie wendet er sich an seine jüdischen Volksgenossen, um ihnen eine wissenschaftlich zuverlässige Darstellung des Lebens Jesu und der Entstehung des Christentums zu bieten, die es in der neu-hebräischen Literatur bislang nicht gegeben hat. Wer die trüben Quellen kennt,⁴ aus denen das Judentum sein „Wissen“ über Jesus geschöpft hat, wird schon aus diesem Grunde die Absicht Klausners begrüßen.

Für den christlichen Leser ist das Werk in mehrfacher Hinsicht wertvoll. Seine wissenschaftliche Bedeutung liegt vor allem auf dem Gebiet der neutestamentlichen Zeitgeschichte. Hier spricht ein wirklicher Kenner der politischen, wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und religiösen Verhältnisse des jüdischen Volkes. Wir lernen daraus, den Menschen Jesus besser verstehen, der „Jude war und es bis zum letzten Atemzug blieb“ (I 512). So könnte das Buch zur theologischen Gewissenserforschung dienen, ob wir nicht manchmal Jesu Gestalt in einen zu zeitlosen und idealisierten Rahmen hineingestellt haben, ohne darauf zu achten, daß „Mensch-

werdung“ im vollen Sinne auch die Annahme bestimmter Formen des Denkens und der Anschauung besagt. Auf der anderen Seite darf der christliche Leser nicht vergessen, daß es sich um die Beurteilung Jesu durch einen Juden handelt, der dem Glauben an den Messias und Gottessohn völlig ablehnend gegenübersteht. Eine ganze Reihe von Aussagen müssen deshalb in christlichen Ohren anstößig, wenn nicht blasphemisch klingen: Jesus, ein „Träumer und Visionär“, „dieser naive, schwärmerische Kleinstädter“ (I 343), „trotz seiner Feinfühligkeit kein so tiefblickender Seelenkenner (bezüglich Judas Ischkarioth)“ (I 390), „ein Phantast“ (I 432), „hatte kein Interesse an Arbeit, Kultur, ökonomischem und politischem Fortschritt“ (I 519), „ignoriert alles, was mit der Zivilisation zusammenhängt“ (I 521), „hielt sich niemals in irgendeinem Sinn für göttlich“ (I 524), auch bei ihm sei „ein Widerspruch zwischen Lehre und Tat“ festzustellen (I 548). Aber es wäre falsch, solche und ähnliche Stellen zum Anlaß zu nehmen, um das ganze Werk als für den Christen undiskutabel abzulehnen. Einmal stehen diesen Äußerungen auch sehr anerkennende gegenüber, die in jüdischen Kreisen sogar Proteste und Erbitterung ausgelöst haben, wie das abschließende Urteil, „Jesus sei für das jüdische Volk ein Lehrer hoher Sittlichkeit und ein Gleichnisredner ersten Ranges“, ja er sei „geradezu der Lehrer der Sittlichkeit“ (I 573 vgl. Anm. 235). Davon abgesehen muß man dem jüdischen Gelehrten zubilligen, daß er von seinem Standpunkt aus ehrlichen Willen zur Objektivität bezeugt. Wenn er trotzdem zur Auffassung kommt, Jesus sei „weder Gott noch Gottessohn“, „nicht Messias noch Prophet“, „kein Gesetzgeber und Religionsstifter“ (I 573) gewesen, liegen die Gründe dafür nicht im jüdischen Unglauben allein. Klausner übernimmt hierin weitgehend die „Ergebnisse“ der liberal-protestantischen Leben-Jesu-Kritik, ist doch sein Werk zwischen den Jahren 1907 und

³ *Joseph Klausner*, Jesus von Nazareth. Seine Zeit, sein Leben und seine Lehre. Dritte erweiterte Auflage, Jerusalem 1952. 629 S. DM 26,80 — Von Jesus zu Paulus. Übertragung aus dem Hebräischen unter Mitwirkung des Verfassers von Dr. *Friedrich Thieberger*. Jerusalem 1950. 575 S. DM 26,80. Beide Bände zusammen DM 49,60.

⁴ Gemeint ist besonders die „Toldoth Jeschu“, ein Buch, das früher unter den einfachen jüdischen Volksschichten sehr verbreitet war und das auch von den gebildeteren Juden am Weihnachtsabend (!) gelesen wurde. Es handelt sich um eine regelrechte Schmähschrift, die im frühen Mittelalter aus z. T. schon älteren Legenden zusammengestellt wurde. Ihr kommt auch nicht der geringste historische Wert zu. Am bekanntesten daraus ist die Verleumdung, Jesus sei der uneheliche Sohn eines römischen Soldaten gewesen; vgl. *Klausner* I S. 58—66.

1922 entstanden. An der dritten Auflage (1952) hat sich kaum etwas Wesentliches geändert.

Im allgemeinen schätzt jedoch Klausner die historische Zuverlässigkeit der Evangelien höher ein als die modernen (oder besser: modern gewesenen) Hyperkritiker. Auf Grund seiner Kenntnisse der spät-jüdischen und rabbinischen Literatur hat er ein besseres Gespür für das palästinensische Kolorit, den „Erdgeruch“ (I 577), der Lehre Jesu als jene Gelehrten, die in möglichst vielen Aussprüchen spätere Bildungen der hellenistischen Gemeinde entdecken möchten. Dagegen ist er in der Ausschaltung aller theologischen Gesichtspunkte viel radikaler. Er will nur Historiker sein und als solcher ein rein historisches Leben Jesu schreiben.⁵ Gegen diese Absicht wäre grundsätzlich nichts einzuwenden, wenn nur der Historiker sich seiner Grenzen bewußt bleibt und Raum für die Theologie läßt. Leider ist dies bei Klausner nicht immer der Fall. Als Historiker müßte er zum Beispiel die Tatsache des Glaubens an die jungfräuliche Geburt Jesu oder an seine Auferstehung anerkennen und das Ungenügen jeder natürlichen Erklärung eingestehen. Seine Versuche aber, alles wunderbare Geschehen im Leben Jesu rationalistisch zu deuten, entbehren einer gesicherten historischen Grundlage. Der Glaube kann sich auf ein verbürgtes geschichtliches Zeugnis stützen. Der Unglaube dagegen hat schon zu Jesu Zeiten nach den verschiedensten Erklärungen gesucht, ohne jedoch die ausreichende Antwort finden zu können.

⁵ Bezeichnend dafür ist seine Stellungnahme zur formgeschichtlichen Schule: „Ein Jude, ein Moslem oder ein Buddhist, der nicht die ‚Erblast‘ religiösen Glaubens und religiöser Ehrfurcht trägt und der darum auch nicht jene übermäßige Gegnerschaft dagegen empfindet, die zur extremen Negation und zu Hyperkritik führt, dürfte geeigneter sein, die Geschichte Jesu als Historiker und nicht als Theologe zu schreiben, als selbst der freidenkendste Christ. Denn auch für die freisinnigsten von ihnen sind Leben Jesu und Evangelienforschung nichts als Theologie“ (I 579).

Wäre Klausners Werk nur eines von den vielen rationalistischen Jesus-Büchern, brauchte man es nicht besonders zu beachten.⁶ Diese Epoche der Leben-Jesu-Forschung ist vorbei, und es hat keinen Sinn mehr, sich mit ihr zu befassen. Ihr bleibendes Verdienst liegt darin, daß sie — wider ihren Willen — die Notwendigkeit des Glaubens gezeigt hat, weil ohne den Glauben an das Wunderbare und Göttliche in Jesus seine ganze Erscheinung nicht zu begreifen ist. Zu diesem Ergebnis wird auch der kritische Leser bei Klausner kommen; denn was er über das „Geheimnis der außergewöhnlichen Wirkung Jesu“ sagt (I 565—571), ist zu wenig als daß man damit dem historischen Befund gerecht werden könnte.

Die eigentliche Auseinandersetzung muß an einem anderen Punkt beginnen, der den Unterschied von Judentum und Christentum betrifft. Nach Klausner ist das Judentum „weder nur Religion noch nur Ethik, sondern die Summe aller Bedürfnisse des Volkes, die sämtlich auf religiöser Grundlage beruhen, also eine nationale Weltanschauung auf religiös-ethischer Basis“ (I 542). Das ist sicher richtig. Nirgends findet sich eine solche enge Verbindung von Religion und Leben. Das Judentum kennt keine autonomen Bereiche neben dem Religiösen, alles: Wirtschaft, Rechtsprechung, Medizin und Kultur stehen bis in Einzelheiten hinein unter dem Gottesgesetz. Hierin liegt auch der tiefere Sinn jener gewaltsamen Schriftauslegung und spitzfindigen Kasuistik des Talmud, die man oft als Zerrbild wahrer Religion hinstellt. Israel will ein Gottesvolk und eine Theokratie sein; deshalb müssen alle, auch die entlegensten Bezirke des menschlichen Lebens in die Religion einbezogen werden. Aber strebt

⁶ Ähnliches gilt vom zweiten Band: „Von Jesus zu Paulus“, wo nach dem Vorgang der liberalen Theologie Paulus als der eigentliche Stifter des Christentums hingestellt wird (II 543). Aber Klausner dringt doch viel tiefer in die Problematik der Persönlichkeit Pauli ein, als es die sonstigen religionsgeschichtlichen und psychologischen Paulus-Deutungen tun.

nicht auch das Christentum nach dieser Totalität des Gottesreiches? Gilt nicht auch da die allseitige Herrschaft des göttlichen Willens als letztes Ziel? Klausner möchte das bestreiten. Er sieht in Jesus nur den „Lehrer der Sittlichkeit“, der sich „fast ausschließlich mit den Fragen ethischen Verhaltens befaßte“ (I 540), „für den die Gesellschaft nichts und die einzelne Seele alles bedeutete“ (I 548). Außer dieser ethischen Lehre hätte Jesus seinem Volke nichts gegeben. „Er sorgte nicht für die Verbesserung des irdischen Lebens oder der Zivilisation“ (I 552). In seiner ganzen Lehre seien „keinerlei staaterhaltende sozial regulative Elemente“ zu finden (I 523). Deshalb lasse sich auch Jesu „extreme und asketische Ethik“ nicht im Leben verwirklichen, „und so blieb das Leben weiter schlecht, grausam, heidnisch, kurzum: unberührt von den hohen sittlichen Idealen in den Büchern, die sich höchstens einige weltabgewandte Mönche und Einsiedler wahrhaft zu eigen machen konnten“ (I 551). Ja, Klausner scheut sich nicht, über das ganze Christentum von Konstantin bis zum heutigen Tage ein hartes Verdikt auszusprechen: „Die Religion war so ethisch und so idealistisch wie nur möglich, und das politische und soziale Leben so barbarisch und so heidnisch wie nur möglich“ (I 546 vgl. II 559).

Gegen diese verallgemeinernde Behauptung ließe sich gewiß Vieles sagen. Aber wir wollen nicht die Apologetik zu Hilfe rufen, die manche Tatsachen der Kirchengeschichte — von den heutigen Zuständen in einzelnen „katholischen“ Ländern ganz zu schweigen — auch nur mit dem Mantel christlicher Nachsicht bedecken kann. Der Streit, ob und wie weit das Christentum die Welt verbessert hat, würde die Diskussion nur auf ein falsches Gleis schieben. Das Mißverständnis Klausners berührt nämlich die viel wesentlichere Frage, ob Jesu Verkündigung, zumal die Bergpredigt, überhaupt als Ethik im gewöhnlichen Sinne angesprochen werden

darf. Der jüdische Gelehrte ist auf dem richtigen Wege, wenn er am Ende des ersten Bandes sagt, Jesu Ethik sei „nur ein Ideal für einzelne, ein Vorklang der künftigen Welt“, sie sei aber „keine Ethik für die Völker und Ordnungen dieser Welt“ (I 574). Es ist längst auch auf christlicher Seite erkannt worden, daß man aus dem Neuen Testament allein keinen sozialen Katechismus, kein politisches Grundgesetz, ja nicht einmal eine Ordensregel ableiten kann. Ohne das Naturrecht und damit ohne die alttestamentliche Offenbarung ist jede Ordnung irdischer Verhältnisse unmöglich. Das Christentum hat aber auch niemals den Versuch gemacht — von einzelnen häretischen Erscheinungen abgesehen —, sich nur auf das Neue Testament zu gründen und das Alte völlig preizugeben. Das ist jedoch nicht aus einer nachträglichen Verlegenheit geschehen, wie Klausner es annehmen möchte, „da offenbar dieses (das Neue Testament) allein nicht genügt“ (I 550), sondern beruht auf der ursprünglichen Absicht Jesu selbst, der „nicht gekommen ist das Gesetz aufzulösen, vielmehr es zu erfüllen“ (Mt 5, 17). Der Unterschied zwischen Judentum und Christentum ist deshalb nicht darin zu suchen, daß hier eine religiöse Ordnung der Welt und dort ein hohes Ideal individueller Sittlichkeit erstrebt wird: Auch im Christentum geht es „zuerst um das Reich Gottes und Seine Gerechtigkeit (Mt 6, 33). Aber während „das Judentum ganz ‚von dieser Welt‘ ist und danach strebt, diese Welt zum Reiche Gottes zu verbessern“ (I 563), hofft der Christ auf die Offenbarung der Gottesherrschaft in einer anderen Welt.⁷ Klausner hält diesen Glauben,

⁷ Das Gottesreich ist also keine innerweltliche Größe, sondern setzt eine neue Schöpfung voraus. Trotzdem besteht zwischen der jetzigen und der künftigen Welt ein wesensmäßiger Zusammenhang, so daß die „andere“ Welt dem Menschen nicht fremd sein wird. Erst dann wird diese unsere Erde ganz Himmel und Heimat sein. Daraus folgt aber nicht, daß der Christ an den Gegenwartsaufgaben seiner irdischen Geschichte uninteressiert sein darf. Die Ge-

den die Besten aus den Pharisäern mit Jesus geteilt haben, für „schwärmerrisch“ (I 563), „mystisch“ und „mirkelhaft“ (I 564). Nach ihm erwarten die Juden das Gottesreich „als Frucht einer langen Entwicklung und schwerer Arbeit“ (I 564). „Der wahre Sozialismus“ sei deshalb „jüdisch und nicht christlich“ (ebd. vgl. auch II 560).

Hier tun sich allerdings Abgründe auf, die kaum zu überbrücken sind; und der christliche Leser des Jesus-Buches von Klausner weiß am Schluß nicht, was er mehr beklagen soll: den Verlust wahrer Gläubigkeit im heutigen Judentum oder (was heilsamer wäre) die beschämende Tatsache, daß zweitausend Jahre nicht gereicht haben, um den Juden eine bessere Meinung vom Christentum und seiner Arbeit an der Welt nahezulegen.

Franz J. Schierse S.J.

Dania Catholica

Kopenhagen mit seinen sieben katholischen Pfarrkirchen, mit seinen katholischen Schulen, Krankenhäusern und Ordensgemeinschaften macht auf einen Katholiken, der aus den andern skandinavischen Ländern kommt, fast den Eindruck einer katholischen Stadt. Daß es in Dänemark oder doch wenigstens in Kopenhagen tatsächlich einen lebenskräftigen Katholizismus gibt, zeigte sich mit erfreulicher Klarheit auf dem ersten dänischen Katholikentag, zu dem Bischof Theodor Suhr O.S.B. für den 22.—24. Mai dieses Jahres nach Kopenhagen gerufen hatte.

Es gibt in Dänemark etwa 25000 Katholiken, und es sind — im Unterschied zur Lage des Katholizismus etwa in Schweden — zum größten Teil Dänen. Mehr als ein Viertel von ihnen lebt in Kopenhagen, das mit seiner Einwohnerzahl von einer Million ja auch ein Viertel der Gesamtbevölkerung Dänemarks

stalt der zukünftigen Welt hängt weitgehend von der Erfüllung aller irdischen Pflichten ab, nicht nur der sittlichen im engeren Sinne.

zählt. Immerhin war der Plan eines Katholikentages ein Wagnis. Aber schon bei der Eröffnungsfeier konnte man beruhigt feststellen, daß dieses Wagnis glücken würde.

Unter den hohen Gästen befanden sich der Weihbischof von Rudloff von Osnabrück, die Apostolischen Vikare der skandinavischen Länder, Vertreter der englischen und holländischen Hierarchie, der Provinzial der Niederdeutschen Jesuitenprovinz, der Generalsekretär des Bonifatiusvereins und der Vizepräsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken-Tage. Vor allem aber war es Kardinal Frings, der der Tagung ein katholisches und römisches Gepräge verlieh, und gleichzeitig einer offenen und herzlichen Verbundenheit zwischen den dänischen und deutschen Katholiken Ausdruck zu geben verstand.

Die Tagung war zunächst ein gemeinsames und öffentliches Bekenntnis zum Glauben. Als solches waren es Tage des Gebets. Dazu gab die Abendmesse den Auftakt, die nach der Eröffnung im Fackelschein in einem Park gefeiert wurde. Die Kindermessen am andern Morgen führten das weiter und der nächste Abend sah die Katholiken bis Mitternacht vor dem ausgesetzten Allerheiligsten in den Kirchen der Stadt. Den Höhepunkt bildete das Pontifikalamt am Pfingstsonntag, das Kardinal Frings unter freiem Himmel vor dem im klassischen Stil erbauten Schloß Frederiksberg feierte. Wohl über 8000 Menschen hatten sich in dem zugehörigen Park eingefunden; das bedeutet, daß etwa 30 Prozent aller dänischen Katholiken an diesem Pfingstamt teilgenommen haben, von denen etwa ein Fünftel zur heiligen Kommunion ging.

Für einen Kenner der Verhältnisse des Katholizismus in Skandinavien war sodann die große Anzahl der Kinder und jungen Menschen unter den Teilnehmern auffallend. Die zwei größten katholischen Kirchen Kopenhagens waren voll von Kindern; von Kindern, die mit der Messe vertraut waren und aktiv an ihr teilnahmen. Es gibt in Dänemark